

Thomas Kühne, **Kameradschaft. Die Soldaten des nationalsozialistischen Krieges und das 20. Jahrhundert** (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft; 173), Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2006, 327 S., EUR 39,90, ISBN 978-3-525-35154-3.

Nicht selten konnte man bei Begräbnissen ehemaliger Wehrmachtssoldaten, so sie in bei dieser Gelegenheit ausgerückten Kameradschaftsbünden organisiert waren, das Lob hören: „Er war wie eine Mutter für uns.“ Ist das eine Antinomie, ein Paradox in der Kultur eines Verbandes, der wie kein zweiter exklusive Männlichkeit repräsentierte und die semantisch daran geknüpften Eigenschaften gegen Zeittendenzen verteidigte? Oder nur eine unbedachte Phrase unzeitgemäßer Geselligkeit? Mit Thomas Kühne kann man einen Schritt weiter gehen und die intrinsische Kraft der Referenz auf das Weibliche im Kriegerbund verstehen. Kühne spricht gar von der „Inszenierung der Weiblichkeit“ (213) in den Kompanien und später in den Kriegsgefangenenengemeinschaften, und damit ist nicht nur die im buchstäblichen Sinn auftretende männliche Maskerade für das Front- und Lagertheater gemeint. Empathie, Intimität, Fürsorge, Zärtlichkeit, wechselseitiges Orientierungsverhalten also, das mit den Hierarchie- und Autoritätsstrukturen wie mit der kalten numerischen Logik und Sprache des Militärs kaum in Einklang zu bringen ist, war essentiell für die aktive Stabilisierung von Soldatengemeinschaften in Eroberungs- und Verbrechenskriegen. Auch wenn diese als „weiblich“ imaginierten Werte erst noch codiert und gestisch kontrolliert werden mussten, um nicht in offenen Konflikt mit den militärischen Regeln zu geraten. Dennoch – und dies zu erklären ist das Anliegen des Buches – fußte die lange aufrecht erhaltene Kampfbereitschaft der Wehrmachtssoldaten auf der Ambivalenz des Konzeptes der „Kameradschaft“, die sich sowohl in ihren gemeinsamen aggressiven Akten im Interesse der NS-Kriegsziele – psychoanalytisch könnte man vielleicht von einer durch gemeinsame Schuld verbundenen Gemeinschaft sprechen – wie in ihrer Schutzfunktion (auch gegen die Bedrohungen durch die eigene Militärmaschine) konstituierte.

„Die Soldaten des nationalsozialistischen Krieges und das 20. Jahrhundert“ – dieser Untertitel ist mehr, als eine orientierende Zeitbestimmung. Er ist bereits eine Leseanleitung, die auf die Methodik von Kühnes Arbeit vorbereitet, zu diesem Zweck wäre aber vielleicht auch die Einschränkung auf Deutschland angezeigt gewesen. Historiographisch entfaltet das Buch drei eigenständige, von den Daten und theoretischen Zugängen her differenzierte Forschungsfelder: die deutsche Erinnerungskultur nach dem Ersten Weltkrieg, analysiert im Spektrum des öffentlichen Diskurses; die im Medium von Memoiren, unpublizierten Tagebüchern und Interviews erschlossene Mentalität der Wehrmachtssoldaten von 1939–1945; und die vorwiegend aus Verbandspublikationen, institutionellen Akten und politischen Debatten rekonstruierten Aktivitäten der „Kameradschaften“ in der BRD nach 1945, die sich dem *Verband der Heimatvertriebenen* als Dachorganisation eingliederten.

Die Relationen zwischen diesen drei autonomen Feldern sind von Kühne sowohl heuristisch wie analytisch richtungsweisend gesetzt. Der historiographische und sozial-

wissenschaftlich, vom sozialen Konstruktivismus informierte Zugang ermöglicht es – ein großer Vorzug dieser Arbeit – die „Imago“ von „Kameradschaft“ zunächst als Teil der gefühlten Realität der Soldaten aufzugreifen, die nicht bereits unter dem Verdacht steht, „falsches Bewusstsein“ zu repräsentieren. Von hier aus ist es Kühne möglich, die allgemeinen und die besonderen Vorleistungen von Sozialisationsprozesse herauszustellen (Initiationsriten in Jugendgemeinschaften, Regeln von *peer groups*; aber auch die in der Weimarer Republik so vielfach gebrochene offizielle Rede von der „Schmach“ der deutschen Kriegsniederlage und der Kameradschafts-Erfahrung als dauerhaftes nationales Erneuerungspotential), wie die Tätigkeiten der Kameradschaftsverbände nach 1945 differenzierter zu behandeln, insbesondere hinsichtlich ihrer Träger und Kerngruppen. Ebenso bedeutsam wird das Konzept der Kameradschafts-„Imago“ als beweglicher Codex für überpersonal wirksame Tugenden und lasterhafte Praktiken um den Ambivalenzen näher zu kommen, die in den (in diesem Punkt durchaus kohärenten) Erinnerungen von fanatischen NS-Kriegern wie von Oppositionellen (um von den prominenteren Zeugen, die Kühne zitiert, Heinrich Böll herauszugreifen) zutage treten. „Kameradschaft“ lässt sich – wenn man die Vielzahl der individuellen Narrationen, die das Buch bereit hält, riskant verknüpft – als Substitut für Freundschaftsbeziehungen erfassen, die in militärischen Apparaten systematisch als Quelle latenter Insubordination unterbunden werden. Kompensatorisch wird der künstlich etablierte Männerbund aus den Regeln der Zivilgesellschaft heraus genommen, soweit sich die dadurch ermöglichten Gewalt- und sonstigen Exzesse noch durch Befehlsstrukturen kontrollieren lassen. „Kameradschaft“ allerdings wird dieser Bund, und nicht Horde oder Meute, weil er als Praxis auch gegen das oftmals als Drangsal empfundene Reglement wirkt oder dieses zu umgehen hilft.

Der Aspekt der Selbstkonstitution von „Kameradschaft“ erklärt allerdings nicht die aktive Teilnahme oder die Duldung von Verbrechen, wie deren Leugnung (für sich selbst). Eine leitende Position kommt beim Versuch, dies zu verstehen, der von Kühne angewandten begrifflichen Trennung von „Schamkultur“ und „Gewissenskultur“ (276) zu. Während „Gewissenskultur“ (ganz im Sinne der liberalen Aufklärung) als Leistung des Individuums gefasst wird, zwischen Recht und Unrecht Entscheidungen zu treffen, bezeichnet „Schamkultur“ die Bereitschaft, sich wider besseren Wissens oder eigener Ethik dem Zwang kollektiver (Anti-)Moralen zu unterwerfen, um nicht der Ächtung durch die Gruppe zu unterliegen. Für Deutschland (vor den 1970er Jahren, wenn man die Präsenz der Kameradschaftsbünde und deren Einfluss auf die deutsche Öffentlichkeit und Politik in Rechnung stellt) wäre im 20. Jahrhundert ein eklatantes Übermaß an „Schamkultur“ auszumachen, historisch von Kühne schon vor 1933 verortet in den Bemühungen, die „Katastrophe“ des Ersten Weltkrieges durch die Verdrängung persönlicher Verantwortung „ertragbar“ (277) zu machen. Diese kulturdiagnostische Synthese allerdings muss, im Gegensatz zu den meisten Passagen des Buches, durchaus spekulativ bleiben. Wenn Kühne einer Langzeitstudie zu lasten einer komparativen Auseinandersetzung mit den Formen und Imagos andersnationaler Soldaten- und

Veteranengemeinschaften den Vorzug gibt, so ist das arbeitsökonomisch nachvollziehbar. Es unterstützt allerdings nicht die Bereitschaft, seiner expliziten Hauptthese zu folgen und einen deutschen „Sonderweg“ auch hier als gegeben zu erachten; schon weil der Totenkult, auf dem die „Kameradschaft“ nicht zuletzt ruht, ein transnationales Phänomen darstellt. Vielleicht wäre hier eine intensivere Befassung mit der Reorganisation der Wehrmacht durch die Nationalsozialisten und die Fokussierung auf einen neuen Typus von („weltanschaulich“ geschultem) Offizier hilfreich, um die Willfähigkeit begreifbar zu machen, den „NS-Krieg“ bis zur Apokalypse mit zu tragen.

Siegfried Mattl, Wien

Paula Diehl, **Macht – Mythos – Utopie. Die Körperbilder der SS-Männer** (Politische Ideen; 17), Berlin: Akademie Verlag 2005, 286 S., EUR 49,80, ISBN 978-3-05-004076-9.

In ihrer 2002 am *Fachbereich für Politikwissenschaft der Humboldt-Universität zu Berlin* eingereichten Dissertation untersucht Paula Diehl am Beispiel der SS-Männer die Konstruktion und Verwendung von stets als vollkommen und gesund imaginierten Idealkörperbildern. Diese utopischen Visionen speisten sich aus Ideenbeständen, die lange vor dem Ersten Weltkrieg vorhanden waren, etwa im Kontext der Lebensreform- und Jugendbewegung, der Freikörperkultur, dem Sozialdarwinismus, der Eugenik und Rassenlehre sowie der Bodenreform- und Siedlungsbewegung. Dennoch war es dann vor allem die „Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts“ (George F. Kennan), die massive Ängste vor dem „zerstückelten Körper“ freisetzte und als Katalysator für die gesellschaftlichen „Sehnsüchte nach Körperganzheiten“ (237) fungierte. Auf diese Körperbilder, die fortan im „sozialen Imaginären“¹ der Weimarer Republik zirkulierten, konnte die NS-Ideologie zurückgreifen, um ihre Vision vom ‚Neuen Menschen‘ auszugestalten.

Die plausible Kernthese von Diehls Studie lautet, dass diese Körperbilder den Nationalsozialisten in Zeiten politischer Krisen und sozialer Umbrüche als Quelle und Instrument ihrer Propaganda dienten. Entsprechend zielt die Autorin darauf ab, mit Hilfe theoretischer Werkzeuge aus der Semiotik, der Psychoanalyse sowie der Kultur- und Wissenssoziologie die Mythosproduktion des ‚Ariers‘ und dessen Übertragung auf die Männerbilder der SS zu rekonstruieren. Ferner geht es ihr darum, die propagandistische Nutzung der SS-Körperbilder durch das NS-Regime sowie deren symbolische Funktion im politischen Diskurs zu analysieren. Gleichwohl sich Diehls Untersuchung durchaus „im Dialog mit der Geschlechterforschung“ (19) sieht, bildet die Kategorie *race* die tragende analytische Säule. Angesichts der hohen Bedeutung, die der ‚Rassentheorie‘

¹ Unter diesem Begriff versteht die Autorin im Anschluss an den französischen Philosophen Cornelius Castoriadis ein „kollektiv geteiltes Repertoire“, das „einen Fundus an Bildern, Mythen und Symbolen, Träumen, Lüsten, Phobien und Wünschen“ (27) darstellt.